

Veit Etzold

DER
TOTEN
ZEICHNER

Thriller

Inhalt

Cover

Titel

Impressum

Widmung

Zitat

Prolog

Erstes Buch

1.

2.

3.

4.

5.

6.

7.

8.

9.

10.

11.

12.

13.

14.

15.

16.

17.

18.

19.

20.

21.

22.

23.

- 24.
- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.
- 30.

Zweites Buch

- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.
- 17.
- 18.
- 19.
- 20.
- 21.
- 22.
- 23.
- 24.
- 25.
- 26.

Drittes Buch

- 1.

- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.
- 17.
- 18.
- 19.
- 20.
- 21.
- 22.
- 23.
- 24.
- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.

Epilog
Dank

Veit Etzold

DER
TOTEN-
ZEICHNER

Thriller

BASTEI ENTERTAINMENT 

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Originalausgabe

Ein Projekt der AVA international GmbH
Autoren- und Verlagsagentur
www.ava-international.de

Copyright © 2015 by Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Wolfgang Neuhaus
Titelillustration: © shutterstock/Eky Studio; © shutterstock/Gordan
Umschlaggestaltung: Massimo Peter
eBook-Erstellung: Jilzov Digital Publishing, Düsseldorf

ISBN 978-3-7325-0673-6

www.bastei-entertainment.de

www.lesejury.de

Für Saskia

*Von allem Geschriebenen liebe ich nur das, was einer
mit seinem Blute schreibt.*

- Friedrich Nietzsche

Prolog

Los Angeles

Es war Sommer in der Stadt der Engel. Die Männer vom Los Angeles Police Department, kurz LAPD, nannten diesen Sommer des Jahres 2004 den »Blutsommer«. Die Presse war als Erste auf diesen Namen gekommen, und die Einsatzkräfte hatten ihn weiter verwendet, denn er passte sehr gut.

Blutsommer 2004.

Ein brutaler Killer hatte diesem Sommer seinen blutigen Stempel aufgeprägt. Die Ermittler hatten diesen Psychopathen noch immer nicht geschnappt. Und wie es aussah, hatte er soeben wieder zugeschlagen.

Los Angeles, dachte Detective Brooks. Stadt der Engel.

Brooks verzog das Gesicht. Er wusste beim besten Willen nicht, was dieser verkommene, oberflächliche, kranke, abartige Haufen Schmutz von einer Stadt mit Engeln zu tun haben könnte, dazu fehlte Brooks seit Jahren die Fantasie. Himmlische Zustände herrschten hier nicht, ganz im Gegenteil.

Brooks war seit zwanzig Jahren beim LAPD und hatte in seiner Karriere schon einiges gesehen. Schlimme Dinge. Albtraumhafte Bilder. Hunderte von Opfern, von denen die meisten erschossen worden waren. Eine Kugel ins Herz. Oder in den Kopf. Oder beides.

Los Angeles, dachte er wieder einmal. Stadt der Engel. Dass ich nicht lache.

Brooks fragte sich oft, warum er überhaupt noch hier war. Warum er nicht endlich verschwand. L. A. war ein von

der Sonne beschienenes Grab, ein Ort, wo man verwesen konnte, ohne dass jemand es bemerkte. Manche merkten es nicht einmal selbst. Sie verwesten bei lebendigem Leibe und wussten nichts davon.

Fast achtzehn Millionen Einwohner lebten im Großraum Los Angeles, dem riesigen Moloch, der sich Jahr für Jahr einen Kilometer weiter in die Wüste fraß, bis er irgendwann Las Vegas erreichen würde und zwei verfluchte Städte endlich verschmolzen wären. Dann hatte ein rachsüchtiger Gott es einen fernen Tages einfacher, sie vom Antlitz der Erde zu tilgen.

Bei Sodom und Gomorrha, dachte Brooks, musste Gott zweimal zuschlagen. Bei L. A. und Las Vegas reicht es womöglich, wenn er einmal hinlangt. Hoffen wir's.

Los Angeles lag auf der berühmt-berüchtigten San-Andreas-Spalte, einer geologisch instabilen Verwerfungszone. Seit 1800 war die Stadt von neun großen Erdbeben heimgesucht worden, aber totzukriegen war sie nicht. Hier gab es die meisten Verbrechen, die meisten Geistesgestörten, den meisten Smog und die schießwütigsten Cops, wobei Letzteres nur eine Reaktion auf die Umstände war. Das beste Wetter gab es hier auch, könnte man hinzufügen, die Sonne Kaliforniens. Über nasskalte Tage konnte man sich in L. A. selten beklagen, eher über zu viel Hitze, die besonders dann unappetitlich wurde, wenn eine verwesende Leiche in einem Zimmer lag und die Klimaanlage ausgefallen war.

So wie der Tote, den sie an diesem Tag fanden.

Brooks hatte vor einer Viertelstunde den Anruf erhalten, und gemeinsam mit fünf Officers des LAPD hatte er die Tür des großen Hauses aufgebrochen.

»Warum ist es hier so dunkel?«, fragte Brooks nun.

Die Strahlen starker Taschenlampen zuckten durch den Eingangsflur, tasteten sich durch die Dunkelheit, während die Männer jede Sekunde darauf gefasst waren, auf etwas Furchtbares, Abscheuliches zu stoßen.

»Jemand hat die Sicherung rausgerissen. Deshalb geht auch die Klimaanlage nicht.« Einer der Officers zuckte die Schultern. »Vorher hat er noch die Jalousien runtergelassen.«

Es war eine bizarre Situation. Draußen schien die kalifornische Sonne von einem azurblauen Himmel, hier drin herrschte tintenschwarze Nacht. Außerdem war es brütend heiß, die Luft dumpf und schwül und drückend, weil die Klimaanlage keinen Strom mehr bekam. Mit anderen Worten: Alles war so, wie Kalifornien und diese Stadt immer schon waren. Die düsteren Seiten Hollywoods, die Hippies, die Satanisten, die Serienkiller. Glänzende Oberfläche, pechschwarze Seele.

Brooks und die Officers bewegten sich langsam weiter ins Haus. Fliegenschwärme stoben auf und surrten in sämtliche Richtungen davon, als die Männer mit ihren Taschenlampen näherkamen.

Fliegen. Sie waren immer da, wo es Tote gab. Sie legten ihre Eier auf die Leichen, aus denen Fliegenmaden schlüpften, die das tote Fleisch fraßen und wuchsen, bis sie sich verpuppten. Aus diesen Puppen kamen neue Fliegen, und die legten ihre Eier auf dieselbe Leiche. Oder auf neue Leichen. Denn in L. A. gab es daran bestimmt keinen Mangel.

»Hier!«, rief plötzlich einer der Officers. Und dann: »Oh Gott.«

Der Tote lag auf dem Boden, Arme und Beine ausgestreckt. Im Brustkorb ein gähnendes schwarzes Loch, dunkler noch als die Finsternis dieser Wohnung.

»Er hat ihm das Herz rausgerissen«, stellte der Rechtsmediziner mit professioneller Sachlichkeit fest und leuchtete auf den Oberkörper des jungen Mannes. Durchgeschnittene Rippen ragten spitz aus der klaffenden, klebrig-roten Öffnung.

Der Rechtsmediziner stakste in seinem Papieranzug und den Papierüberschuhen vorsichtig über den blutroten

Fußboden, wobei er hin und wieder ein Foto schoss. Die Rechtsmedizin von L. A., das Los Angeles County Coroner's Office, war weltberühmt – nicht erst, seitdem der damalige Chef, Thomas Noguchi, sein Schweigen gebrochen und zwei Bücher über seine berühmtesten Fälle veröffentlicht hatte, zu denen Marilyn Monroe, James Belushi, Robert Kennedy und Sharon Tate gehörten, die 1969 von der berüchtigten Manson Family massakriert worden war.

»Das ist doch ... verdammt«, fluchte der Rechtsmediziner.

»Was denn?«, fragte Brooks.

»Hier, schauen Sie sich das an. Ist das ein Hund?«

Es *war* ein Hund. Das, was davon übrig war.

Der Hund lag neben der Männerleiche. Vielleicht war das Tier abgerichtet gewesen. Ein Kampfhund. Doch wie es aussah, nicht kampfprobt genug. Der offenbar perverse Killer hatte den Hund nicht nur getötet, er hatte ihm Kopf sowie Vorder- und Hinterläufe abgeschnitten und sie neben die Gliedmaßen des Mannes auf den Boden gelegt. Eine Vorderpfote neben den Arm, eine Hinterpfote neben das Bein. Den Kopf des Hundes hatte er auf den Kopf der Leiche platziert, sodass die Ermittler das Blut des Tieres vom Kopf des Menschen wischen mussten, um eine erste Identifizierung vornehmen zu können.

»Du lieber Himmel, er ist es«, stieß der Rechtsmediziner hervor.

»Wer?«, fragte Brooks. Obwohl einer der Coroners das Gesicht des Toten saubergewischt hatte, fehlte ihm das Vorstellungsvermögen, um inmitten dieser stickigen, stinkenden Dunkelheit in diesem von Menschen- und Hundeblood verschmierten Gesicht einen Mann zu erkennen, den er kannte. Oder kennen sollte.

Der Rechtsmediziner schien Brooks' Gedanken erraten zu haben und leuchtete mit der Taschenlampe auf das Gesicht des Toten. »Vincent Calitri«, sagte er.

»Heilige Hölle«, flüsterte Brooks. »Vincent Calitri?« Den *sollte* er nicht nur kennen, den *kannte* er.

»Sieht so aus.«

Vincent Calitri war nicht irgendwer. Er war der Sohn von David Calitri, und der wiederum war Brooks' Boss. Der Ober-Ober-Boss. Der Chief of Police des LAPD.

Das hier war sein Haus.

Und der Tote war sein Sohn.

Und dieser Sohn war regelrecht geschlachtet worden.

»Er hat ihn im Haus seines Vaters umgebracht?«, fragte Brooks. »Oder wohnte der Junge noch hier?«

»Nein«, sagte einer der Officers, »er wohnte mit seiner Freundin ein paar Blocks weiter.« Er trat an die Leiche heran. »Entweder hat der Killer ihn hier vor Ort umgebracht, oder er hat ihn irgendwo anders getötet und die Leiche dann hierher gebracht.«

»Und der Hund?«

»Den Hund offenbar auch.«

»Ja, das sehe ich«, sagte Brooks. »Findet so schnell wie möglich raus, ob der Junge und sein Kläffer hier getötet wurden oder woanders – falls man es herausfinden kann. Und schickt sofort ein Team zur Wohnung von Calitri. Und sucht seine Freundin!«

»Sind schon dabei.«

»Was ist das?« Brooks' Taschenlampe bewegte sich in langsamen Kreisen über den Oberkörper des Mannes und die Oberarme. Überall Wunden. Schnittwunden mit eigenartigen Mustern. Brooks wandte sich an den Rechtsmediziner. »Hat der Killer ihm diese Symbole ins Fleisch geschnitten?«

Der Mediziner zuckte die Schultern. »Wer sollte es sonst gewesen sein? Vielleicht hat er ihn gefoltert und dann umgebracht.«

»Aber wieso?«, fragte Brooks. »Das hier ist Downtown L. A. Ein besseres Viertel, nicht das beschissene Compton.«

Compton war ein Vorort von Los Angeles, in den USA auch »Hauptstadt der Morde« genannt. Gerade erst war Compton die zweifelhafte Ehre zuteil geworden, die bisherige Mord-Hauptstadt New Orleans überholt zu haben. Neben Smog stieg in Compton eine Menge Pulverdampf in die Luft.

Es könnte überall passieren, aber es passiert in Compton, sagte man beim LAPD.

»War es vielleicht eine von den Gangs?«, fragte der Rechtsmediziner. »Bloods, Sharks und wie die alle heißen? Wenn denen die Munition ausgeht, und es ist noch ein Gegner übrig, wird er mit dem Gewehrkolben erschlagen. War es hier auch so?«

Möglich war es. Nur war hier nicht Compton, sondern Downtown L. A., wo dreimal so viele Polizisten auf der Straße waren und so etwas trotzdem geschah. Und dann auch noch im Haus des Polizeichefs. Brooks mochte gar nicht daran denken.

»Meinen Sie, das war eine Racheaktion?«, fragte einer der Officers.

Brooks zuckte die Schultern. »Kann ich noch nicht sagen. Die Beweislage ist noch viel zu dürftig.« Er tastete mit dem Lichtstrahl der Taschenlampe über die Wände. »Jesus Christus!«, stieß er so unvermittelt hervor, dass die anderen zusammenzuckten.

»Was ist das?«, flüsterte der Officer.

Mit einem Mal sehnte Brooks sich nach einer Zigarette und einem Bier oder etwas Stärkerem. Am Türrahmen waren Zeichen zu sehen. Mit Blut gemalt, wie es schien. Das Blut war frisch, nur ein paar Stunden alt. Es konnte keine Farbe sein, denn Brooks sah die Fliegen wimmeln, als der Strahl der Taschenlampe sie traf.

»Das ist eine Spur«, sagte Brooks und öffnete vorsichtig die Tür. »Eine Spur aus Blut.« Er hatte vorher schon Ähnliches gesehen. An den anderen Tatorten. Bei den anderen Opfern in diesem Blutsommer.

Langsam bewegte Brooks sich voran, leuchtete weiter die Wände ab. Sie waren voller Blutspritzer – eine grausige Spur, die Brooks und die Ermittler dorthin führte, wo jemand sie haben wollte. Wie Zeichen bei einer Schnitzeljagd – sofern dieses blutige Arrangement für die Ermittler bestimmt war und nicht für jemand anderen.

Weitere Blutflecke, wie mit dem Finger gemalt, an der weißen Wand. An einer Tür. Einem Türrahmen. Brooks und die Officers durchquerten die dunkle Wohnung, folgten der Spur des Blutes.

»Gottverdammte«, murmelte Brooks, als er mit zwei Officers die Küche betrat. Die Jalousien waren hier nur halb geschlossen. Tageslicht fiel herein. Brooks knipste die Taschenlampe aus. Langsam gewöhnten seine Augen sich an das neue Umfeld. Er sah die große Küche. Die Anrichte in der Mitte. Den Herd. Und dann, wie ein Monolith im Mittelpunkt des Ganzen, sah er den großen Kühlschrank. Weiß. Riesig. Die Wand daneben war mit Blut bemalt. Auch auf dem Kühlschrank ein paar Spritzer. Aber der Killer hatte offenbar schnell gemerkt, dass die Farbe an der beschichteten Oberfläche nicht hielt.

Brooks kniff die Augen zusammen und las:

It's not over 'til it's over.

Was sollte das heißen? *Es ist nicht vorbei, bevor es vorbei ist.* Sollte das ein Abschied sein? Oder eine Drohung?

Brooks kam nicht mehr dazu, seine Gedanken fortzuführen, denn schon fiel sein Blick auf etwas, das er bereits aus den Augenwinkeln wahrgenommen hatte. Eine Tellerhaube. Aus Silber. Mit einer weißen Tischdecke darunter. Angerichtet. Schön. Doch Brooks ahnte schon jetzt, dass es keine freudige Überraschung war, die der Cateringservice für sie vorbereitet hatte, sondern ein Tritt in den Magen für jeden, der es sah.

Brooks trat näher heran, während die Officers, die Pistolen gezogen, sich argwöhnisch umschaute und die Kamera der Spurensuche grelle Blitze schleuderte, die bunte Schatten vor Brooks' Augen tanzen ließen.

Die weiße Tischdecke. Mit Blut beschrieben. Brooks konnte sich denken, was der Killer getan hatte. Wie er das viele Blut an die Wände geschmiert hatte. Er hatte seinem Opfer das Herz herausgerissen und war damit losgezogen. Hatte einen Rundgang durch die Wohnung gemacht, einen fröhlichen kleinen Spaziergang, und mit dem blutigen Herzen die Tische, Türen und Wände bemalt wie ein Kind mit einem morbiden Malkasten.

Brooks streckte die Hand aus, ergriff den Deckel der Tellerhaube, hob ihn hoch.

Dann sah er, was unter der Haube war. Er hatte schon vorher gewusst, was er dort finden würde, deshalb erschrak er nicht allzu sehr, blickte nur mit versteineter Miene auf das, was sich ihm darbot.

Es war das Herz des jungen Mannes. Mit Kräutern und Pfeffer bestreut. Blutig. Roh. Und scheußlich deplatziert auf dem Porzellanteller, auf dem es lag.

Im gleichen Augenblick entzifferte Brooks die Buchstaben auf der Serviette, die mit Blut gekritzelt waren. Eine fürchterliche Aufforderung, in einem doppeldeutigen Sinne, wie sie nur einem Psychopathen einfallen konnte. Eine Botschaft für den Vater des Ermordeten, die zeigte, dass sein Sohn unwiederbringlich tot war und sein Herz, die Quelle des Lebens, als Abendessen in der Küche wartete. Eine Botschaft, die Polizeichef David Calitri wahrscheinlich umbringen würde, wenn er sie zu Gesicht bekäme, vielleicht durch einen Herzinfarkt der Stufe 10 auf der Richterskala. Denn es gab Dinge, die machten jeden fertig, ob Chef des LAPD oder nicht.

Dem Mörder würde es ein One-Way-Ticket geradewegs in die Gaskammer beschere, falls sie ihn erwischte. Oder ein Rendezvous mit der Giftspritze.

Wie ein Blitzlicht bei einem Schnappschuss in der Nacht erschien zuerst das Herz vor Brooks' Augen. Dann sah er die Schrift, die sich Buchstabe für Buchstabe in sein Hirn brannte, wobei er immer wieder das Herz sah, das rot glänzend auf dem Teller lag, während noch Blut heraussickerte - der Rest des Blutes, den der wahnsinnige Killer nicht an Wänden und Türen verschmiert hatte.

Auf der Serviette stand:

Enjoy it d(e)ad.

Zwei Sätze in einem:

Enjoy it dead. Enjoy it dad.

Eine Nachricht vom Killer an den Vater des Ermordeten, die wie eine Nachricht vom Sohn an den Vater aussah:

Genieß es tot. Genieß es, Vater.

Und dann der andere Satz. Eine Nachricht vom Killer an die Ermittler?

It's not over, 'til it's over.

Brooks merkte, wie ihm schwindelig wurde.

Ja, wahrscheinlich war es besser, dass er sich einen neuen Job suchte und aus L. A. verschwand. Aber vorher war es an der Zeit, dieses Monstrum von Stadt umzubenennen.

Von Los Angeles in Los Cadáveres.

Von *Stadt der Engel* in *Stadt der Leichen*.

Erstes Buch

*Nothing can divide,
Terror is thy name.
Last legion alive,
Set the world aflame.*

*Enemy of God,
Masters you have none.
Sweet the victory,
When thy kingdom come.*

- Kreator, *Enemy of God*

Berlin, Spätsommer 2014

1.

Stephan Schiller, Boss des Deathguard Chapters Berlin, stieg aus seinem Mercedes, öffnete Grinders, seinem Pitbullterrier, die Hintertür und zog die Schlüsselkarte durch den Hauseingang. Stephan brauchte keinen Bodyguard. Er hatte Grinders, der mehrere Tonnen Beißkraft mitbrachte und schon einige Angreifer zerfleischt hatte.

Der Türöffner piepte, und die Tür zum Außenaufzug öffnete sich. Grinders flitzte bellend in die Kabine. Sein Herrchen schob seine massige Gestalt hinterher. Stephan Schiller wohnte ganz oben, im achten und neunten Stock, wie ein König, hoch über der Stadt, die er beherrschte wie wenige andere. Gerade hatte er seine Tour gemacht, hatte Schutzgelder kassiert, mit den Zuhältern gesprochen und sich über die Geschäfte in seinen Nachtclubs informiert. Auch ein paar neue Pferdchen mussten eingeritten werden. Es waren wieder ein paar Zicken darunter gewesen, bei denen Stephan selbst Hand anlegen musste. Aber dafür war er schließlich der Boss.

Die Deathguards wurden in den Medien stets als »Rockerclub« bezeichnet. Stephan war das nur recht. Denn in Wirklichkeit waren sie viel mehr; sie hatten ihre Hände unter anderem im Drogenhandel, der besonders in den Clubs florierte.

Letztendlich aber waren die Bullen froh, dass Stephans Deathguards für Ordnung sorgten und nicht zahllose kleine

Banden. Außerdem hatten sie mit Stephan nur einen einzigen Ansprechpartner.

Der deutsche Rechtsstaat war ohnehin dabei, sich selbst abzuschaffen, und der Staat warf sein Gewaltmonopol über Bord wie eine Ladung fauler Kartoffeln.

Steuerhinterziehung und Falschparken waren so ziemlich das Einzige, was in Deutschland noch illegal war. Stephan konnte das nur recht sein. Am Ende übernahmen die Deathguards die Aufgaben, für die eigentlich die Bullen zuständig wären, nur dass diese Weicheier sich nicht mehr heranwagten, weil ihnen von Regierung und Justiz untersagt wurde, ihren Job vernünftig zu machen. Wer hatte die Russenmafia denn aus dem Viertel vertrieben? Die Deathguards, nicht die Bullen. Wer hatte in einer groß angelegten Aktion mehr als zwanzig albanische Zuhälter umgelegt? Die Deathguards.

Sie hatten mit der Polizei ein Abkommen: Wir kümmern uns darum, dass Ruhe und Ordnung herrscht, dafür lasst ihr uns freie Hand. Was anderes bleibt euch sowieso nicht übrig. Und die Polizei hatte zugestimmt. Weil ihnen tatsächlich nichts anderes übrig blieb.

Der Fahrstuhl surrte nach oben. Grinder beäugte sein Herrchen erwartungsvoll.

»Ist ja gut, kriegst gleich was.« Stephan blickte auf sein Handy, während er nach oben fuhr. Der Rest des Abends war frei. Er würde vielleicht noch ein Bier trinken, und dann ab ins Bett. Schließlich war es drei Uhr morgens. Aber so waren die Arbeitszeiten nun mal, wenn man mit Geschäften zu tun hatte, die in der Nacht am besten florierten.

Die Fahrstuhltür öffnete sich. Stephan betrat sein Reich. Zweihundert Quadratmeter auf zwei Etagen mit Dachterrasse. Er warf die Schlüsselkarte auf die Ablage vor der Tür und wollte gerade seine Lederjacke an die Garderobe hängen, als er das Knurren hörte.

»Grinder?«, fragte er. »Was ist los?«

In diesem Moment sah er es.

Eine Gestalt stand am Ende des Flurs. Groß, breit, dunkel. Reglos wie eine Statue. Doch es war keine Statue, sondern ein Mensch aus Fleisch und Blut, denn er bewegte sich.

Grinder hatte den Fremden augenblicklich gewittert. Der Pitbull zog die Lefzen nach oben und fletschte die Zähne, als das Licht des Mondes den Schatten des Unbekannten auf den Teppich warf.

»Okay, Arschloch«, sagte Stephan. »Entweder du kommst mit erhobenen Händen nach vorn, oder du wirst zu Hackfleisch verarbeitet.«

Er konnte Grinder kaum noch halten. Der Hund stieß ein tiefes Grollen aus und zitterte vor Erregung wie ein ausgehungertes Raubtier, das Blut wittert. Würde Stephan ihn jetzt von der Kette lassen, wäre der Fremde binnen weniger Augenblicke zerfleischt.

Der hünenhafte Mann bewegte sich nicht. Er schien keine Waffen zu haben. Schlecht für ihn, gut für Stephan. Dennoch machte er einen letzten Versuch.

»Wer bist du, und was willst du? Mach endlich das Maul auf, Sackgesicht, sonst macht mein Hund Hundefutter aus dir.«

Ein paar Sekunden lang hörte Stephan nur das Knurren seines Hundes. Dann erklang die Stimme des Hünen: »Ich bin der Tod.«

Stephan lachte auf. »Du bist ein echter Komiker. Du bist nicht der Tod, du bist tot.«

Er ließ die Kette los.

»Grinder! Fass!«

Der Hund stürzte nach vorne wie ein Geschoss. Doch der Schatten rührte sich nicht. Erst im letzten Moment riss er wie beiläufig einen Teppich vom Fußboden und wickelte ihn sich blitzschnell um den Arm. Grinder sprang, das Maul weit aufgerissen. Der hünenhafte Mann warf den Arm nach

vorne, und der Kampfhund verbiss sich in dem dicken Teppich.

Es waren die Sekundenbruchteile, die der Mann brauchte. Seine freie Hand schoss vor, riss einen Kugelschreiber vom Beistelltisch und rammte ihn dem Pitbull durchs Auge ins Gehirn. Ein Zucken durchlief den Körper des Hundes. Er stieß ein schrilles, beinahe menschliches Kreischen aus, als er sich mit grotesk geöffneten Kiefern vom Teppich löste und wie eine Puppe zu Boden fiel. Dort blieb er zappelnd liegen, bis der Tod ihn erlöste.

»Drecksköter«, spie der Hüne verächtlich hervor und schleuderte den Teppich zur Seite. In seiner Stimme lag etwas Fremdartiges.

Er beugte sich vor, zog den Kugelschreiber aus dem Kopf des toten Tieres. Blut, Hirnmasse und Teile des Auges hingen an dem silbernen Stift. Er hob ihn in die Höhe.

»Hast du gesehen? Ich hab dein Mistvieh nur mit einem Kugelschreiber abgeschlachtet.«

Der Fremde warf den Stift zu Boden und ging langsam auf Stephan zu. Einen Schritt. Noch einen. Und noch einen.

Stephan zwang sich, nicht zurückzuweichen.

»Und jetzt«, sagte der Fremde, »werde ich *dich* schlachten.«

Langsam erkannte Stephan die Umrisse und das Gesicht des Mannes, als dieser näherkam.

Es geschah selten, dass der Boss der Deathguards Berlin Angst hatte.

Jetzt hatte er Angst. Furchtbare Angst.

2.

Es war der letzte Urlaubsabend. Ein Sonntagabend. Der Sonntag war ohnehin ein Tag, der nicht fair spielte. Einerseits war er ein Feiertag, für viele der schönste Tag der Woche, andererseits war er so nahe am grauen Montag und der Arbeitswoche, dass er beinahe schon ein Arbeitstag war. Anders ausgedrückt: Der Sonntag war ein Tag, der es dem Montag nur zu gern erlaubte, seinen ungewaschenen Hals unheilvoll ins Wochenende zu strecken. Insgesamt also ein Tag, den man nur als Riesenverarsche bezeichnen konnte.

War nun der Sonntag allein schon depressiv genug, war es noch viel schlimmer, wenn ein dreiwöchiger Urlaub vorbei war und der letzte Tag dieses Urlaubs auch noch auf einen Sonntag fiel. Was bedeutete, dass man erst einmal fünf volle Tage arbeiten musste, damit wieder Wochenende war.

Kaum zu glauben, es gab genug Blödmänner und Blödfrauen, die ihren Urlaub genau so legten, dass der letzte Tag ein Sonntag war.

Zu den Blödfrauen gehöre auch ich, dachte Clara Vidalis, die in der lauen Abendluft dieses Spätsommertages auf ihrem Balkon in der Schönhauser Allee saß, gemütlich ein Glas Whisky trank und eine Zigarette rauchte. Nur kurz sah sie die Rauchschwaden, die in den Abendhimmel stiegen, dann waren sie im Dämmerlicht verschwunden.

Augenblick, verweile doch. Das stand, soweit Clara wusste, in Goethes *Faust*. Man sagte es, wenn man sich wünschte, dass etwas Schönes nicht vorüberging. Ein Abend auf dem Balkon, zum Beispiel, und der Geschmack von Whisky auf der Zunge.

Im Grunde war Clara glücklich in ihrem Job. Eigentlich liebte sie ihn, lebte für ihn. Sie konnte nicht ohne ihn, wie man so schön sagte. Doch wenn sie ein paar Wochen Abstand hatte, erkannte sie, wie viele andere Dinge es noch gab. Wie viele ungelöste Fragen und Rätsel – mystisch, erbaulich, interessant. Fragen jenseits der Fragen, welcher Verrückte mal wieder einen anderen Verrückten umgebracht hatte, welcher Abschaum sein Baby in die Mikrowelle gelegt hatte oder welche Perversen wehrlosen Frauen aus Langeweile Chinaböller in die Vagina gesteckt hatten.

Clara verscheuchte diese Gedanken. Es war Nacht, da war es nicht gut, sich mit solchen Dingen zu beschäftigen, vor allem nicht, wenn man alleine war. Ein neuer Tag würde kommen. Beim LKA Berlin, wo Clara als Hauptkommissarin Dienst tat. Ab morgen wieder. In ein paar Stunden.

Das ist so sicher wie das Amen in der Kirche, überlegte Clara. Schließlich bist du ein aufgeklärter Mensch, anders als unsere Ahnen.

Dass der Sonnenwagen am nächsten Morgen wieder übers Firmament fuhr, war jedes Mal eine Überraschung für die Alten gewesen. Eine freudige Überraschung noch dazu, bestand für sie doch stets die Gefahr, dass der Fenriswolf die Sonne verschluckte und damit das Ende der Welt herbeiführte.

Clara hatte keine Angst vor dem Weltuntergang. Denn der würde auch den Abschaum, den sie tagein, tagaus jagte, vom Antlitz der Erde fegen. Der Wolf, der den Sonnenwagen verschluckte, kam jeden Tag aufs Neue, genauso, wie der Weltuntergang jeden Tag kam. Tausendfach. Denn wer einen Menschen tötet, der tötet eine Welt.

Sicher, der Tod kam für jeden. Aber *wie* er kam, entzog sich der Kontrolle. Das Einzige, was hierzulande in Sachen Tod der bürokratischen Ordnung gehorchte, war der tote

Körper selbst. Der Tod hatte in Deutschland ein exaktes Maß: 213 Zentimeter lang, 83 Zentimeter breit und 170 Zentimeter tief musste die Grube sein, in die eine Leiche hinuntergelassen wurde. Und selbst dieser Ort war nicht für die Ewigkeit; er würde irgendwann von einer anderen Leiche übernommen werden, weshalb die Behörden von einer »Grabstätte mit abgelaufenem Nutzungsrecht« sprachen. Clara schmunzelte. Ein genauso poetischer Begriff wie »sozialverträgliches Frühableben«.

Das Reich der Toten, dachte Clara. Alte Tote wichen neuen Toten. Eine Leiche wirft die andere aus dem Grab. Von wegen letzte Ruhe. Nicht einmal die währte ewig. Blieb nur die Hoffnung auf ein Leben nach dem Tod. Ein anderes, besseres Dasein. Aber daran glaubte Clara immer weniger.

Na ja, sagte sie sich. *Die Hoffnung stirbt zuletzt.*

Zum Glück hatte sie sich im Urlaub nicht mit solchen Fragen herumgeschlagen. Sie war mit Freunden in Italien gewesen, zuerst am Meer, dann in mehreren Städten. Mit dem Auto von Florenz durch die Toskana: Montepulciano, San Gimignano, Siena. Sie hatten viel gesehen, hatten sich gut erholt, gut gegessen, gut getrunken. Clara war am Ende des Urlaubs absichtlich nicht auf die Waage gestiegen, doch ihre Hosen verrieten ihr bereits, dass sie zugenommen hatte. Aber der Urlaub hatte sie abgelenkt, und das sollte er auch.

Doch die Frage, die Clara eigentlich hatte klären wollen, war nach wie vor unbeantwortet: Was war zwischen ihr und MacDeath bei ihrem letzten Fall gewesen? War es eine Affäre? Nur ein One-Night-Stand? Oder konnte mehr daraus werden?

MacDeaths richtiger Name lautete Dr. Martin Friedrich. Er war Chef der Abteilung für Operative Fallanalyse bei der Mordkommission des Berliner LKA. Den Spitznamen »MacDeath« hatte er sich wegen seiner Liebe zu Shakespeares Werken und aufgrund der Besonderheit seiner Profession eingehandelt, bei der es oft um Mord, Tod

und Sterben ging. Bevor er das Jobangebot vom LKA bekam, hatte MacDeath in Harvard und an der University von Virginia Medizin und Psychiatrie studiert und mehrere Jahre in der Behavioural Science Unit des FBI gearbeitet – der berühmten Abteilung für Verhaltensforschung, die als Erste die operative Fallanalyse eingeführt hatte, bei der es darum geht, die Psyche eines Serienmörders zu durchleuchten. Robert Ressler, der die Abteilung mit aufgebaut hatte – er hatte auch Thomas Harris beim Schreiben von *Das Schweigen der Lämmer* beraten –, war MacDeaths Lehrmeister gewesen, ebenso John Douglas, der Gründer der BSU.

Clara arbeitete sehr eng und sehr gut mit MacDeath zusammen. War es deshalb eine ganz normale Entwicklung oder gar ein notwendiger Schritt, dass man auch privat zusammenkam? Oder war es gerade das, was niemals geschehen sollte, da Emotionen in diesem Job tödlich sein konnten?

Während ihres Urlaubs hatte Clara weder mit MacDeath gesprochen, noch hatten sie telefoniert, obwohl Clara bereits seit knapp einer Woche wieder in Berlin war. Hätte sie ihn anrufen sollen? Vielleicht. Allerdings hätte MacDeath sie auch anrufen können. Andererseits – er war nicht in Urlaub gewesen, sondern hatte gearbeitet.

Trotzdem, sollte nicht der Mann zuerst anrufen? Wirkte es nicht unpassend, wenn eine Frau sich als Erste meldet? So jedenfalls hatte Clara es bisher immer gehalten in ihrem Singledasein, das nur unterbrochen war von ein paar Affären mit Männern, die nicht zu ihr gepasst hatten. Sie und MacDeath. Manchmal war es schwer, über solche Dinge nachzudenken. *Love is the devil*, hatte mal jemand gesagt. Die Liebe ist der Teufel. Was war da zwischen ihr und MacDeath gewesen? Clara wusste es nicht. Sie wusste nicht einmal, ob sie überhaupt einen festen Partner wollte. Ob es gut für sie wäre. Und für ihn. Sollte sie nicht lieber allein bleiben? Damit sie unbelastet von persönlichen

Bindungen und Gefühlen die Bestien jagen konnte, die sie von Berufs wegen jagen musste? Mörder. Kinderschänder. Der Abschaum der Menschheit.

Augenblick, verweile doch, rief Clara sich wieder das Zitat in Erinnerung, diesmal jedoch voller Bitterkeit. Denn die Augenblicke, die verweilten, waren vor allem Augenblicke des Schreckens und der Wut, der Angst und des Mitleids.

Sie ging in die Wohnung und schenkte sich noch einen Schluck Whisky ein. Das Glas in der Hand schlenderte sie am Bücherregal im Wohnzimmer entlang, nahm einen der Bände heraus und ging wieder hinaus auf den Balkon.

Es war im Grunde ein Selbstbetrug. Die Nacht wurde nicht erholsamer, wenn sie lange aufblieb. Sie würde auch nicht besser schlafen, wenn sie noch einen Whisky trank und noch eine Zigarette rauchte, das wusste Clara. Dennoch blieb sie auf dem Balkon, in der Stille dieser lauen Sommernacht, genoss den Geschmack des Whiskys, blickte dem Zigarettenrauch nach und las die Zeilen in Goethes *Faust*, die ihre Situation so gut umschrieben, dass sie im Licht der Kerze weiterlas, obwohl sie längst im Bett sein sollte.

Werd ich zum Augenblicke sagen: Verweile doch, du bist so schön.

Dann magst du mich in Fesseln schlagen. Dann will ich gern zugrunde gehn.

Der Morgen war ewig weit weg. Noch war Sonntag. Noch war sie im Urlaub. Noch würde sie hier sein, im Hier und Jetzt. Und darin verweilen. In diesem Augenblick.

3.

Stephan bebte vor Wut. »Du verdammtes Arschloch!«, rief er. »Du hast meinen Hund getötet!«

Stephan Schiller war ein Mann, der keinem Zweikampf aus dem Weg ging. Wenn der Gegner keine Schusswaffe hatte, benutzte er auch keine. Bei diesem Typen würde er erst recht keine Ausnahme machen, denn er wollte dem Penner zeigen, wo der Hammer hängt, auch wenn der Kerl ein Riese war.

Stephan zog das Jagdmesser aus der Scheide an seinem Stiefel und machte sich bereit. Nahkämpfe gab es ohnehin viel zu selten. Und wozu trainierte er so viel? Boxen, Kickboxen, Karate. Er würde diesem Abschaum sämtliche Knochen brechen.

»Denk noch mal schnell an was Schönes«, sagte er und hob das Messer. »Jetzt bist du dran, du mieses Stück Scheiße!«

Stephan schnellte mit einer Geschwindigkeit auf den Fremden zu, die man einem massigen Mann wie ihm niemals zugetraut hätte. Er wollte den Gegner durch einen schnellen Hieb ans Kinn bewusstlos schlagen und ihm gleichzeitig von oben das Messer in die Halsschlagader rammen. Rein mit der Klinge und stecken lassen. Auf diese Weise blutete die Arterie ins Körperinnere aus. Und er, Stephan, hatte keine Schweinereien auf dem Fußboden.

Anschließend würde er seine Jungs anrufen. Die kamen dann mit einem großen Plastiksack. Und morgen früh, wenn der Bauunternehmer sein Schmiergeld kassiert hatte, war die Leiche von dem Typen bereits in einen Brückenpfeiler auf der Stadtautobahn Avus eingemauert.

Für immer verschwunden. Keine Leiche. Keine Spuren.
Keine Fragen.

Stephans Hand zuckte nach vorne. Sein Handballen berührte das Kinn des Mannes. Doch es blieb bei der flüchtigen Berührung, denn im letzten Sekundenbruchteil war der Fremde schnell wie ein Schatten zurückgewichen. Einen Lidschlag später packte er Stephans Hand, die das Messer hielt, das wie ein Fallbeil auf seinen Hals niedersauste. Im gleichen Moment spürte Stephan die freie Hand des Gegners an der Schläfe. Es war ein Klammergriff, aus dem es kein Entrinnen gab. Mit der Rechten hielt der Hüne Stephans Hand mit dem Messer von sich weg, mit der Linken drückte er den Kopf des Gegners nach unten.

Stephan keuchte, als er sich mit aller Kraft zu befreien versuchte. Fieberhaft überlegte er, wie er aus der Falle herauskam. In diesem Augenblick riss der Fremde das Knie hoch und traf Stephan mit voller Wucht am Kopf. Er hörte ein nasses Knacken, als würde eine Melone zerplatzen. Greller Schmerz schoss durch seinen Schädel. Er schrie und schrie.

Dann wurde ihm schwarz vor Augen.

Als Stephan erwachte, sah er alles doppelt. Sein Schädel fühlte sich schwer wie Blei und seltsam feucht an, als würde ihm jemand einen riesigen nassen Schwamm auf den Kopf drücken. Als er sich zu bewegen versuchte, stellte er zu seinem Entsetzen fest, dass er sich nicht rühren konnte.

Dann erst sah er den riesenhaften Fremden, der auf ihn hinunterblickte, ein Messer in der Hand – das Messer, das er Stephan abgenommen hatte.

»So ein Pech aber auch«, sagte der Mann. »Du hast dir den Schädel gebrochen. Das kann passieren, wenn man

sich mit dem Falschen anlegt. Aber keine Bange, allzu lange lebst du sowieso nicht mehr.«

Stephan schaute an sich hinunter. Der Kerl hatte ihm das T-Shirt ausgezogen und ihn gefesselt.

»Es wird Zeit, der Welt zu zeigen, dass ich hier war«, sagte der Fremde. Mit diesen Worten setzte er das Messer an Stephans muskelbepacktem Oberarm an. Anfangs schmerzte es nur leicht, als die Haut und die oberen Fettschichten durchtrennt wurden. Doch als die Klinge tiefer drang, schien sie sich wie Säure durch Stephans Fleisch zu fressen.

Er schrie vor Qual. Seine Schreie verstummten erst, als der Fremde ihm mit seiner riesigen Pranke den Mund zuhielt, während er mit der anderen Hand weiterschnitt. Stephan stöhnte dumpf und versuchte, sich zu wehren, doch es war sinnlos. Sein Körper gehorchte ihm nicht mehr. Er war dem Fremden ausgeliefert. Und der schnitt gnadenlos weiter.

Oh Gott, dachte Stephan, was ist das für ein Tier?

Der Hüne hatte ihn, den gefürchteten Boss der Deathguards, beinahe im Vorbeigehen fertiggemacht. Und seinen Kampfhund dazu. Ohne Waffe.

Stephan spürte, wie der Mann seinen anderen Arm packte. Dann fuhr die Klinge auch schon wie eine glühende Flamme durchs Fleisch. Wieder spürte Stephan, wie sein Blut warm und träge über die Haut floss.

Irgendwann nahm der Fremde die Hand vom Mund des gequälten Mannes. Gierig holte Stephan Luft, blickte schmerzerfüllt zu seinem Peiniger auf, die Augen weit aufgerissen.

»Nur nicht ungeduldig werden«, sagte der Hüne. »Es wird noch ein bisschen dauern.«

»Wer bist du?«, fragte Stephan mit bebender Stimme. »Hör mal, ich ... Ich mach dir einen Vorschlag. Wenn du mich laufen lässt ...«